

In Hannover leben Menschen unterschiedlicher Religionen friedlich zusammen. Aus Anlass des **zehnjährigen Bestehens des „Hauses der Religionen“** stellt die NP die großen dort vertretenen Glaubensrichtungen in loser Folge vor. Heute: NP-Mitarbeiter Christian Franke zu Besuch bei **einem Orden christlicher Schwestern**, der Platz für Flüchtlinge unter seinem Dach hat.



Sie öffnet ihr Haus für Flüchtlinge

Caritas hat die Betreuung übernommen

HANNOVER. Ein kleiner Junge drückt seine Nase an der Flugzeugscheibe platt. Er schaut hinaus, auf den Flughafen Hannover. Auf eine fremde Welt. Das Kind ist aus Syrien geflohen und hier gelandet. Dieses Bild bewegt Schwester Monika: „Wir sind Ordenschwestern. Wir sind da für Menschen in Not.“

Die 60-Jährige ist Oberin des Ordens Congregatio Jesu. Mit vier weiteren Schwestern lebt sie an der Hildesheimer Straße, in einem grauen Gebäude, das jahrzehntlang einen Jesuitenorden beheimatete. Die Frauen beschließen, das oberste Geschoss, den Gaststock, Flüchtlingen bereitzustellen. „Wir haben den Platz“, sagt Schwester Monika über das soziale Engagement. Das speist sich natürlich auch aus ihrer Religion. „Jesus war ein Flüchtling, auch unsere Gründerin Mary Ward war ein Flüchtling.“ Fünf Familien und eine alleinstehende Frau wohnen unter dem Dach des Ordens. Insgesamt sind es 15 Menschen, sechs Frauen und neun Kinder. Sie stammen aus Ghana, Nigeria und Georgien.

Die Betreuung hat nicht der Orden selbst, sondern die Caritas übernommen. Weil die Schwestern nicht in Klausur leben, sondern ihren Berufen nachgehen, hätten sie auch gar keine Zeit, sich zu kümmern. Trotzdem gibt es immer wieder Berührungspunkte zwischen den Schwestern und den Flüchtlingen. „Es ist eine gute Nachbarschaft“, sagt Alisha Kurzweg. „Die Schwestern unterstützen die Bewohner. Sie gehen zum Beispiel mit den Kindern auf den Spielplatz“, sagt Kurzweg. Die Sozialarbeiterin der Caritas betreut die Flüchtlinge, sie kümmert sich um das Übersetzen von Briefen, Hilfe bei Behördengängen und vieles mehr. Der 26-Jährigen zur Seite stehen drei Ehrenamtliche. Sie spielen mit den Kindern und geben einen Deutschkurs. Immer wieder bekomme die Caritas Anfragen, ob geholfen werden kann. „Das Interesse, sich ehrenamtlich zu engagieren, ist groß“, sagt Kurzweg.

Für die Flüchtlinge haben Schwestern, Caritas und Ehrenamtliche gute Rahmenbedingungen geschaffen. Auch



Haus der Religionen

Das Haus der Religionen Hannover setzt sich aus sechs Religionsgemeinschaften (Bahá'í, Buddhismus, Christentum, Hinduismus, Islam und Judentum) zusammen. Es wurde eigenen Angaben zufolge gegründet, um „das Gespräch und den Austausch zwischen den Religionen in Hannover zu fördern“.

www.haus-der-religionen.de

DIE OBERIN: Schwester Monika leitet den Orden. Fotos: Wilde

untereinander gibt es kaum Konflikte. „Wir verstehen uns alle gut“, sagt Esther Osei Nyame. Sie stammt aus Ghana und ist über Italien nach Deutschland geflüchtet. Seit einem Monat lebt sie

an der Hildesheimer Straße. Noch sei „alles neu und anders“ im fremden Land, erzählt die zweifache Mutter. Sie und ihre Kinder bewohnen gemeinsam ein Zimmer und teilen Küche und Bad mit den anderen Bewohnern. Das sei in Ordnung. Nur die vielen Stufen in die dritte Etage machten ihr zu schaffen – mit Baby auf dem Rücken und Ein-

käufen in den Händen. Aber beim Tragen würden ihr die Schwestern ab und an helfen, erzählt Nyame.

Inzwischen ist gut ein Jahr vergangen, seit die ersten Flüchtlinge über den Schwestern eingezogen sind. „Sie kamen sehr schüchtern“, erinnert sich Schwester Monika. „der Kontakt kam über die Kinder.“

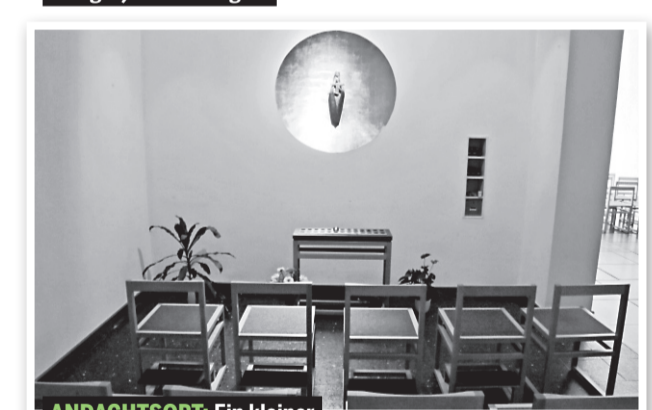
Mit ihnen und den Müttern haben die Schwestern schon das eine oder andere Fest gefeiert. St. Martin und Nikolaus beispielsweise. Und zwei Kinder wurden getauft. Eine nachbarschaftliche Gemeinschaft, die gut ankommt. „Gerade die Kinder lieben die Schwestern, sie sind bisschen wie Omis“, sagt Sozialarbeiterin Alisha Kurzweg.



HILFE: Esther Osei Nyame lässt sich von Sozialarbeiterin Alisha Kurzweg einen Brief übersetzen.



WÄSCHE: Weil gerade die Waschmaschine kaputt ist, müssen Ernestina Wiredu Aggrey (links), mit Sähnen Marlon und Solomon) und Esther Osei Nyame (mit Tochter Bridget) Hand anlegen.



ANDACHTSORT: Ein kleiner Raum im hinteren Teil der Kapelle.

Orden wartet 400 Jahre auf Bestätigung

HANNOVER. Die Congregatio Jesu ist der weibliche Zweig des Jesuitenordens, von diesem aber unabhängig. Gegründet wurde die Congregatio Jesu 1609 von Mary Ward, die den Orden jedoch zunächst nicht in Rom bestätigen lassen konnte. Die Bestätigung kam erst fast 400 Jahre später, „weil wir Frauen sind“, sagt Schwester Monika. Ziel Mary Wards war vor allem die Mädchenbildung. In Deutschland verbreitete sich die Congregatio Jesu hauptsächlich in Süddeutschland. „Zu unserer Spiritualität gehört, dass wir Gott in allem suchen und fin-

den“, sagt Schwester Monika über ihren Glauben. Sie und die vier anderen Schwestern leben nicht wie in einem Kloster nach einem festen Tagesablauf. „Jede steht auf, wie es beruflich nötig ist“, erklärt sie, „und nicht, wenn die Glocke bimmelt.“ Schließlich gehen alle fünf gewöhnlichen Berufen nach – zum Beispiel als Juristin oder Theologin. 30 bis 60 Minuten Gebetszeit hat jede Frau pro Tag – nicht zwangsläufig zu Hause. Fester Termin ist allerdings das gemeinsame Abendessen: „Es ist wichtig, dass wir einmal am Tag zusammen sind.“

Die Verbindung des Ordens zu den Jesuiten zeigt sich in Hannover übrigens auch am Gebäude. Seit den 1920er Jahren waren dort an der Hildesheimer Straße die Jesuiten zu Hause. 2004 zogen dann die Schwestern ein. Ihre Kapelle – geschmückt mit Fenstern des bekannten Architekten Gottfried Böhm – befindet sich übrigens in einem ehemaligen Tanzsaal. Den hatten die Freimaurer eingerichtet, die noch vor den Jesuiten ihren Sitz an der Hildesheimer Straße hatten.

www.cj-hannover.de/



IM BÜRO: Eine kleine Statue von Mary Ward.

261 500 Christen unterschiedlicher Glaubensrichtungen leben in Hannover (Stand 2011).
184 820 von ihnen gehören der evangelisch-lutherischen Kirche an.
71 890 katholisch. 4790 sind evangelischen Freikirchen zugehörig, 12 460 gehören orthodoxen Glaubensrichtungen an.
48 Millionen Christen leben ungefähr in Deutschland. 24 Millionen sind römisch-katholisch, 23 evangelisch-lutherisch.
2,26 Milliarden Menschen auf der Welt gehören dem Christentum an.

Teil eines „gigantischen Forschungsprojektes“

Bei Hannovers Polizei wurden Sinti und Roma rassehygienisch untersucht – und dann nach Auschwitz geschickt

VON CHRISTIAN BOHNENKAMP

HANNOVER. Ihr Schicksal war die Polizeistation an der Hardenbergstraße. Leben oder Auschwitz – darüber entschied im Falle von Hannovers Sinti und Roma die Kriminalpolizei.

Genauere Zahlen fehlen. Es werden aber wohl weit über 100 gewesen sein, die von hier aus in das sogenannte „Zigeunerlager“ deportiert wurden. „Es gibt keine Transportlisten oder Informationen über Abfahrten“, sagt der Historiker Hans-Dieter Schmid, der sich inten-

siv mit dem Schicksal der Sinti und Roma im Zweiten Weltkrieg beschäftigt und darüber kürzlich einen Vortrag bei der Polizei zur Ausstellung Ordnung und Vernichtung gehalten hat, die sich mit deren Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigt hat.

Was den Mord an den Sinti und Roma betrifft, war sie ohne Zweifel tief verstrickt in die NS-Verbrechen. An der Hardenbergstraße wurden die Sinti und Roma rassehygienisch untersucht. Kurioserweise galten in ihrem Fall Mischlinge als besonders minderwertig, während im Falle der Juden Reinrassigkeit aus Sicht der Nazis als besonders gefährlich für den deutschen Volkskörper galt.

Die Untersuchungen in den Räumen der Polizei seien Teil „eines gigantischen Forschungsprojektes“ gewesen, für das der Polizeiparagraf eingesetzt wurde“, sagt Schmid. Die Führung hatte Robert Ritter, der Leiter der Rassenhygienischen Forschungsstelle am Reichsgesundheitsamt. Aus seiner Sicht waren Mischlinge – zu ihnen zählte er rund 90 Prozent der „Zigeuner“ – als besonders kriminell einzustufen, während er die „unvermischten Waldzigeuner“ als Nachfahren germa-

nischer Völkerwanderer als höherwertiger ansah.

Ritters Handlanger in Hannover waren die Kommissare Heinrich Harms und Karl Schröder. Sie leiteten die Dienststelle für Zigeunerfragen. Ihre Namen fielen nach dem Krieg immer wieder in Berichten von Überlebenden. Viele waren das nicht. Der Historiker Schmid schätzt, dass rund 80 Prozent der deportierten Sinti und Roma ums Leben kamen: „Die Anzahl der Opfer war hoch. Unter ihnen waren viele Kinder, die in Auschwitz kaum eine Chance hatten.“

Eine, die zunächst Auschwitz und später das KZ Ravensbrück überlebte, war Auguste Rose. „Sie hat aber nie darüber geredet“, erzählt ihr Sohn Regardo Rose, der sich heute als Vorsitzender des Forums für Sinti und Roma in Hannover für deren Belange einsetzt. Der kleine Verein war es auch, der sich bei der Polizei für die Aufstellung einer Gedenktafel starkmachte – Polizeipräsident Volker Kluge musste nicht groß überredet werden. Anfang Mai wurde die Tafel eingeweiht. Sie erinnert nicht nur an die Sinti und Roma, über deren Schicksal in dem Gebäude an der Hardenbergstraße entschieden

wurde, sondern auch an andere Gruppen, die in der Zeit des Nationalsozialismus durch die hannoversche Polizei verfolgt wurden.

Konsequenzen hatte das für die Beamten nicht. „Kein einziger ist angeklagt oder verurteilt worden“, sagt Schmid. Die Verfolgung der Sinti und Roma habe „lange überhaupt keine Rolle gespielt“, so der Historiker. Der Kommissar Schröder habe nach dem Krieg wieder für die Polizei gearbeitet – und das ausgerechnet als Sachverständiger für Wiedergutmachungsfragen.

Weil viele der Sinti und Roma von den Nazis als „Asoziale“ verhaftet worden waren, hatten sie später große Probleme, bei der Wiedergutmachung als rassisch verfolgte anerkannt zu werden. „Die Diskriminierung ging auch nach dem Krieg weiter“, so Schmid.



ORT DES VERBRECHENS: Seit Mai erinnert eine Gedenktafel an der Hardenbergstraße an die Opfer der Polizei in der Zeit des Nationalsozialismus. Foto: Dröse



ERMORDET: Antonia, Frieda, Malla (oben von links), Dina und Gisela Fischer (unten von links) hatten wie viele andere Kinder von Sinti und Roma in Auschwitz keine Chance. Auguste Rose (Foto links) hat das Lager überlebt, sprach aber nicht darüber.